Empfang im «Landknabeninstitut»

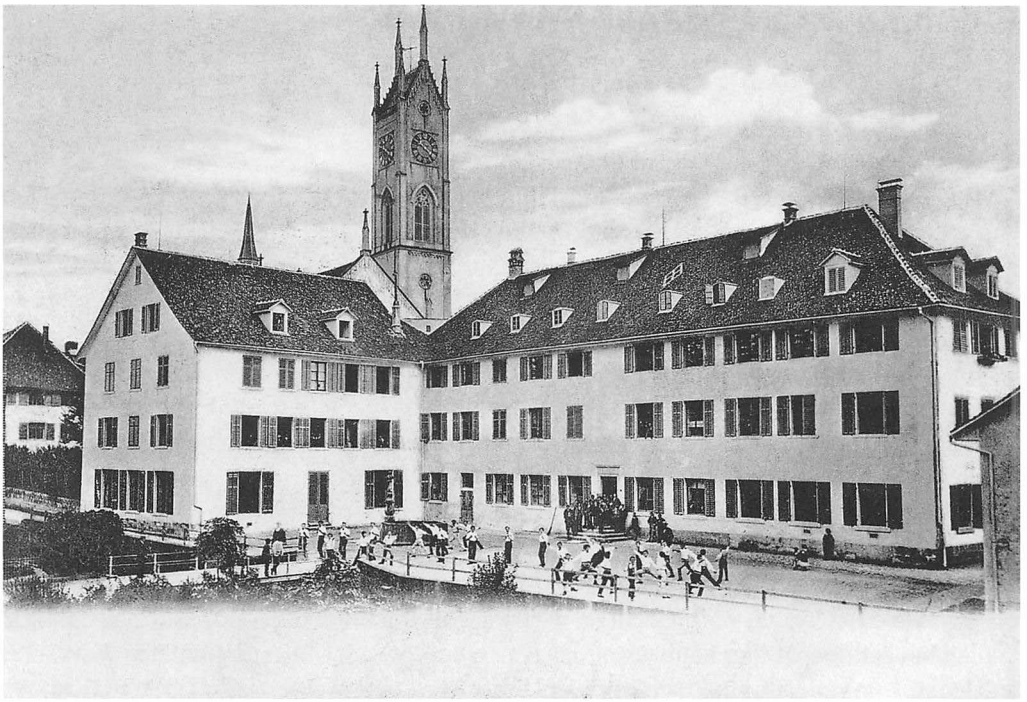
Meine Jugendjahre bis zur Konfirmation verbrachte ich bei einer Tante in einem kleinen Dorf im Emmental, wo ich auch die Sekundarschule besuchte. Mein Berufswunsch war, Lehrer zu werden; das hiess, mich an einem Seminar anzumelden. So kam ich zu Anfang des Jahres 1949 an den Zürichsee. Kurz zuvor war die Rationierung aufgehoben worden und damit der letzte Rest von Kriegszustand.

Ein bitterkalter Freitagmorgen im Januar. Der Zug kam viel zu früh in Küsnacht an, aber der nächste wäre zu spät gewesen. In der Einladung zur Aufnahmeprüfung stand ausdrücklich, die Kandidaten hätten sich um 7 Uhr und 45 Minuten in der Turnhalle des Kantonalen Unterseminars einzufinden. Zögernd folgte ich dem Menschenstrom, der sich vermutlich zum Seminar bewegte, erst der Bahnlinie entlang, dann bei einer Barriere über die Geleise nach links abbiegend.

Ortsfremd, schüchtern und neugierig zugleich, lasse ich mir Zeit. Aber Kälte dringt ein; die langsame Bewegung wärmt nicht. In meinem Dorf war es nicht üblich, dass gewöhnliche Leute Mäntel trugen. Dafür hatte ich als einziger eine Norweger-Skimütze auf dem Kopf, und erst noch eine dunkelblaue, die überhaupt nicht zum hellbraunen Anzug passte. Ich versteckte sie rasch in der Mappe. – Warum auch hatte man mich hier angemeldet statt im bernischen Hofwil, bloss weil meine Mutter im Kanton Zürich wohnte!

Unterdessen trieb der Strom mich über eine Brücke, dann über ein schreckliches Kopfsteinpflaster und an Baracken vorbei. Das Ding da aus Backstein musste wohl die besagte Turnhalle sein. Ich blieb noch eine Weile vor dem Eingang stehen. Sollte hier nicht der Appell für die Kandidaten stattfinden? Aber da gingen ja scharenweise junge Leute hinein, die nur Seminaristen sein konnten. Die meisten trugen nämlich kleine rechteckige Kissen mit klassenweise einheitlichem Dessin (sicher zum Draufsitzen, ein hübscher Brauch; das wollte ich zu Hause erzählen). Eine Gruppe blieb stehen und unterhielt sich lautstark über ein «Ex» – offenbar meinten sie eine Prüfung. Die Sicherheit, mit der die vielen Burschen und wenigen Mädchen sich bewegten, machte mich noch unsicherer. Als ich aber Individuen eintreten sah, die nach Aussehen und Gehaben ebenfalls Kandidaten sein mussten, traute ich mich endlich hinein. Es war auch Zeit, die Halle bereits ziemlich voll, nur noch in den vorderen Reihen einige Plätze frei. Neben einem bleichen, blonden Knaben in hellgrauem Anzug setzte ich mich in die Bank.

Sieben Uhr fünfundvierzig. Eine Schar junger Männer stellte sich zu einem Chor auf. Einer von ihnen dirigierte. Was für ein Lied es war, weiss ich nicht mehr. Ich war noch zu benommen. – Bis dahin hatte ich noch kaum einen Lehrer bemerkt. Und der jetzt ans Rednerpult trat, war sicher auch keiner, aber wohl ein «angehender». Ein sympathisches Gesicht, angenehme Stimme. Er begrüsste uns Kandidatinnen und Kandidaten und erzählte dann in humorvoller Weise vom Leben am Seminar, früher im Volksmund «Landknabeninstitut» genannt. Der respektvoll-ironischen Schilderung einiger Professoren folgte ein Gang durch das «Seminarjahr». Die Aufzählung der erstaunlich vielen Schul-



Das Lehrerseminar Küsnacht um 1904, als der bachseitige Raum noch als Sport- und Spielplatz diente.

anlässe und Festlichkeiten wurde jeweils unterbrochen durch den nüchternen, mit verhaltenem Stolz vorgebrachten Refrain: «Und zwüscheddure hämmer immer wider tüchtig gschaffet.» An gewissen Stellen brach in den Reihen der zuhörenden Seminaristen Gelächter aus, und mit der Zeit lachten auch die nicht Eingeweihten mit, einfach aus Ansteckung, weil die andern lachten.

Die Kälte war nun ziemlich gewichen, ich hielt die Mappe nicht mehr so krampfhaft auf den Knien. Da erschien doch noch so jemand wie ein Lehrer am Rednerpult: Kantiges Profil mit kräftigem Kinn, graues Haar, leicht schnarrende Stimme (der Vizedirektor, wie ich später erfuhr). Erst jetzt begann der Appell. Auf den Namen hatte man mit «hier» zu antworten, dann folgten Adresse und Prüfungsnummer. Die war neu; die musste man sich schon merken. Mein Name war im ersten Drittel zu erwarten, also aufgepasst! – A... schon kam der Nachbar dran mit «hier»; B war nicht so bald vorbei, C gab es kaum, D nicht viele, E... «Egli, Hansruedi, Schlieren...» Den kannte ich doch! Wir hatten vor Jahren dort gewohnt und waren Nachbarn gewesen. Suchend drehte ich mich um. In der Mittagspause würde ich ihn sicher treffen. Für den Moment war immerhin die Aufmerksamkeit dahin. Plötzlich mein Name. Ich kam mir vor wie weit, weit weg. «Hier», brachte ich endlich heraus. Der Mann mit dem Kinn sprach weiter, nannte meine momentane Zürcher Adresse: «Niederdorfstrasse», darauf schallendes Gelächter der Seminaristen, in welchem die Prüfungsnummer unterging. Was gab es da zu lachen? Etwa des «Niederdorfes» wegen? Verzweiflung überfiel mich. Wie konnte ich die Prüfung bestehen ohne die persönliche Nummer? Die würden denken, ich könne nicht einmal ein paar Zahlen behalten.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

So präsentierte sich das Seminar Küsnacht in den späten vierziger Jahren zur Zeit der Aufnahmeprüfung des Verfassers im «Landknabeninstitut».

Der Appell ging zu Ende. Noch ein Lied des Chors:

«Wie mit grimm'gem Unverstand Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land vor des Sturmes Schlägen…»
Und der Schlussvers: «Herr Zebaoth, hilf du uns aus der Not!»

Den Text kannte ich; aber die Melodie war mir neu, kraftvoller, packender. Und wie die singen konnten! So hatte ich es bis dahin nur am Radio gehört.

Das frische Lied gab mir Mut. Entgegen aller angeborenen Schüchternheit trat ich nach dem Schlussapplaus zu jenem Lehrer, der Appell gemacht hatte, stellte mich vor und bat ihn, mir die Nummer nochmals zu sagen, das Gelächter habe gestört und mich abgelenkt. Der Mann schaute mich kritisch an, fragte nochmals nach dem Namen und erfüllte dann meinen Wunsch. Jetzt hatte ich das Gefühl, es könne nichts mehr schief gehen. – Zwei Stunden deutscher Aufsatz, am Nachmittag Französisch und am Samstag noch Mathematik. Den Hansruedi Egli habe ich auch noch getroffen.

Die Zeit am Semi hat mir dann in der Tat sehr gut gefallen. Es war ein «musisches Gymnasium», bevor man wusste, dass es das gibt. Die Kantonsschule in der Stadt, die ich besuchsweise kennen lernte, kam mir dagegen vor wie eine Fabrik – objektiv gewiss zu Unrecht.

An den Aufnahmeprüfungen der folgenden Jahre war es jeweils der «Kammerchor» der Mädchen unserer Klasse, der die Kandidatinnen und Kandidaten zu erwärmen und aufzuheitern vermochte. Das schöne Tessiner Volkslied «Era un bel lunedì», von Walter Simon

Huber einstudiert und von seinen «neun Musen» dreistimmig vorgetragen, mit Koloraturen sogar («vendendo sempre fiori…») – das ging einem ans Herz und brachte die Augen zum Glänzen.

Jahrzehnte später, eine andere Gegenwart, in der Stadt. Wieder ein Januarmorgen, feuchtkalt. Nach schneereicher Nacht sind nicht nur die Privatfahrzeuge, sondern die ganzen Zürcher Verkehrsbetriebe buchstäblich ins Schleudern geraten, der Fahrplan ausser Kraft. – Die Aufnahmeprüfung an der Töchterschule hat mit dem Appell um halb acht Uhr begonnen, aber kaum die Hälfte der Kandidatinnen ist in der Eingangshalle anwesend. Die Verspäteten treffen nach und nach ein, gehetzt und mit verlegener Miene. Die Donnerstimme eines Prorektors quittiert ihnen den Sachverhalt «entschuldigt zu spät gekommen», stellt ihre Identität fest, samt Prüfungsnummer, und weist sie in die vorgesehenen Zimmer. Dort treffen die Aufsicht habenden Lehrer kurz vor acht Uhr auf überwiegend stumme, regungslose, gar verschüchterte Individuen. Man möchte sie mit einigen launigen Sprüchen aufmuntern, «aufstellen», aber man kommt nicht an. Für dieses menschenfreundliche Vorhaben brauchte man doch etwas mehr Zeit und Zuwendung und wohl auch eine fröhliche Grundstimmung. Und einer der Lehrer denkt mit Wehmut zurück an einen bitterkalten, aber menschlich warmen Januarmorgen im Küsnachter Seminar.

René Hauswirth